

Zur Entstehung von Fremdenfeindlichkeit: ethnopschoanalytische Deutungsmuster

Waldeck, Ruth

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Waldeck, R. (2001). Zur Entstehung von Fremdenfeindlichkeit: ethnopschoanalytische Deutungsmuster. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 25(2), 33-52. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-20294>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Zur Entstehung von Fremdenfeindlichkeit

Ethnopsychoanalytische Deutungsmuster

Die Psychoanalyse hat sich seit ihren Anfängen für fremde Kulturen interessiert und Berichte von Ethnologen über fremde Bräuche und Rituale mit Neugier aufgenommen. Denn das Studium fremder Gesellschaften kann sehr hilfreich und anregend dafür sein, den Blick für Phänomene der eigenen Gesellschaft zu schärfen, die uns so vertraut und selbstverständlich erscheinen, daß wir ihre Besonderheit nicht mehr wahrnehmen. Ein Beispiel: Die Psychoanalyse hat sich jahrzehntelang auf die Entwicklungsprozesse der frühen Kindheit konzentriert und gemeint, was in den ersten Lebensjahren geschehe, lege den Menschen für sein ganzes Leben fest. Die Ethnologie aber war, was Sozialisationsprozesse betrifft, meist mit einer anderen Lebensphase befaßt: mit der Pubertät als der Phase, in der in vielen Kulturen aufwendige und aufregende Rituale stattfinden. Ethnologen gingen also eher davon aus, daß der Mensch durch die Pubertätsrituale für sein weiteres Leben festgelegt wird. Durch die Anregungen ethnologischer Forschung kam für die Psychoanalyse die Pubertät als zweite wichtige Lebensphase nach der frühen Kindheit wieder verstärkt in den Blick.

Umgekehrt hat auch die Ethnologie sich für die Theorien und Methoden der Psychoanalyse interessiert. Zum Beispiel hat die Theorie vom Ödipus-Komplex etliche Ethnologen dazu angeregt, sich mit der Kindheit in den von ihnen erforschten Kulturen zu befassen. Von besonderer Bedeutung ist jedoch die Übertragung der psychoanalytischen Methode auf die Feldforschung gewesen, wie sie der Psychoanalytiker und Anthropologe Georges Devereux mit seinem Buch »Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften« (1967) begonnen und begründet hat.

In diesem Buch befaßt er sich damit, daß das Fremde zwar neugierig macht und als verlockend erlebt wird, daß es aber auch angst machen kann, und er zeigt, daß der Forscher sein fremdes Gegenüber nicht mehr



angemessen wahrnehmen kann, wenn seine Angst seinen Blick einengt. Die Quelle der Angst macht Devereux nun aber nicht in der fremden Kultur aus, sondern im Seelenleben des Forschers: Was er in seiner Kultur zu verdrängen genötigt war, werde bei der Begegnung mit dem Fremden wieder lebendig und dränge ins Bewußtsein. Dieses Erwachen verdrängter Anteile könne die Begegnung mit dem Fremden zugleich als verlockend und als ängstigend erscheinen lassen. (Devereux 1967, S. 67).

Im deutschsprachigen Raum wurde die Ethnopschoanalyse besonders durch eine Gruppe von Schweizer Psychoanalytikern bekannt. Paul Parin, Goldy Parin-Matthey sowie Fritz Morgenthaler haben mit Afrikanern in Mali und der Elfenbeinküste geforscht und herausgearbeitet, wie gesellschaftliche Normen und Erwartungen im Sozialisationsprozeß durchgesetzt werden. Ihre Arbeiten haben in den 70er Jahren die deutsche Psychoanalyse der Nachkriegszeit, die sehr auf das Individuum und den therapeutischen Prozeß eingeengt war, angeregt, sich auch mit dem Anteil zu beschäftigen, den die Gesellschaft und ihre Herrschaftsverhältnisse an der Charakterstruktur und am Leiden des Einzelnen haben (Parin 1978). Der Schweizer Psychoanalytiker und Ethnologe Mario Erdheim, der sich auf die eben genannten Forscher und auf Georges Devereux bezieht, hat Ende der 70er Jahre die Ethnopschoanalyse weiter bekannt gemacht (Erdheim 1982) und vielerlei Anregungen zur Adoleszenzforschung gegeben.

Die Psychoanalyse befaßt sich mit dem Spannungsverhältnis von Bewußtem und Unbewußtem. Der komplexe psychische Apparat des Menschen macht es möglich, alles, was zu unangenehm, zu peinlich, zu schmerzlich oder gefährlich erscheint, was unlösbare Konflikte mit sich bringt, ins Unbewußte zu verbannen, zu verdrängen. Darüber, was bewußt sein darf und was nicht, bestimmen die Verhältnisse, in denen ein Mensch aufwächst und lebt und deren Normen und Werte er schließlich in sein Ich – oder Überich – integriert. Was aber ins Unbewußte abgedrängt wird, schlummert dort nicht friedlich, sondern sucht immer wieder, hervorzu- kommen, sich Recht zu verschaffen und sich entfalten zu können. Es produziert Symptome, bringt sich durch Leiden und Krankheit zum Ausdruck. Was verdrängt werden mußte, bleibt also als ein ständiges Rebellionspotential gegen die Beschränkungen der Realität im Unbewußten vorhanden.

Die Ethnopsychoanalyse hat gegenüber der klinischen Verengung der Psychoanalyse erneut darauf aufmerksam gemacht, daß die Instanzen, die darüber entscheiden, was bewußt sein darf und was unbewußt sein soll, gesellschaftliche Kräfte sind – und das heißt, daß sie auch kritisierbar und veränderbar sind. Ethnopsychoanalyse ist also vor allem eine gesellschaftskritische Psychoanalyse – und damit nichts anderes als das, was Freud begonnen und beabsichtigt hatte.

»Fremdeln« – Zur Entwicklung der Fremdenrepräsentanz

Die Vorstellung davon, was ein Fremder ist, was ihn ausmacht, nennt die Psychoanalyse auch »Fremdenrepräsentanz« oder »Fremdenimago«. Entwicklungspsychologisch betrachtet, entsteht die Vorstellung vom Fremden im achten Lebensmonat, wenn das Kind fähig wird, zwischen vertrauten Gesichtern und fremden zu unterscheiden. Jetzt also begreift es, daß es Gesichter gibt, die nicht Mama und nicht Papa sind, das löst erstmal eine Irritation aus. Diese Entdeckung macht neugierig, aber auch angst. Wie bei allem Neuen, was ein Kind schon kennenlernte, wird es dazu neigen, sich das Neue vertraut zu machen, so daß es keine Angst mehr weckt. Nun gibt es aber sehr verschiedene Fremdelreaktionen: Manche Kinder strecken interessiert die Ärmchen aus und nehmen durch Lächeln und Laute Kontakt auf, andere werfen sich schreiend an den Hals der vertrauten Person zurück.

Entscheidend dafür, wie ein Kind auf Fremde reagiert, ist, wie sicher und stabil die Beziehung zu den Eltern ist. Hat es jenes Urvertrauen entwickeln können, das ihm die Gewähr gibt, jederzeit zu den Eltern als seiner Ausgangsbasis zurückkehren zu können, so kann es sich gelassen auf Fremdes zubewegen und überprüfen, ob die – durchaus sinnvolle – Angst in diesem Fall nötig ist. Ist die elterliche Basisstation aber instabil, zum Beispiel weil die Eltern eifersüchtig werden oder selbst Fremde ablehnen, dann spürt das Kind einen Konflikt: Es möchte das Fremde entdecken, riskiert aber damit eine Unsicherheit, die es nicht bewältigen könnte. In diesem Konflikt wird es sich den Eltern anpassen, von denen es abhängig ist.

Nun hat das Kind aber durch die Begegnung mit dem Fremden und dem Wunsch, ihn sich vertraut zu machen, gespürt, daß von den Eltern

eine Verunsicherung oder Drohung ausgeht: »Geh nicht weg, wende dich nicht dem Fremden zu! Sonst sind wir dir böse!« So etwa lautet die Botschaft, die auch ein Kind vor dem Spracherwerb schon aufnehmen kann.

So eine Drohung ist aber für das Kind in der Beziehung zu den Eltern nicht zu ertragen. Deshalb wird es die Bedrohung, die von den Eltern ausgeht, auf die fremde Person projizieren.

Wenn die bösen, frustrierenden, angsterregenden Anteile, sei es der Mutter, sei es von sich selbst, zum Fremden geschlagen werden, entspannt sich die Beziehung zur Mutter bzw. zu sich selbst, das Fremde aber ist unheimlich angsterregend und muß deshalb gemieden werden (Erdheim 1988b, S.260).

Der Fremde erscheint jetzt also doppelt ängstigend: zu der Angst vor dem Unbekannten kommt noch die Portion Bedrohung, die projiziert wurde. Dadurch erst wird die fremde Person als gefährlich und feindlich erlebt, ohne daß sie irgendetwas dazu getan hat, und die Angstreaktion gegenüber dem Fremden wird um so heftiger.

In der Dynamik dieses Dreiecks von Kind, Eltern und Fremdem entsteht also eine Vorstellung davon, wie das Fremde einzuschätzen ist. Je nachdem, ob die Eltern selbst offen und neugierig sind und dem Kind einen vertrauensvollen Zugang ermöglichen, oder ob sie ablehnend und eifersüchtig die Neugier des Kindes zu unterbinden suchen, entsteht eine eher positive oder eher negative Fremdenrepräsentanz. Erdheim meint,

daß diese Repräsentanz des Fremden ebensoentwicklungsfähig oder stagnierend sein kann wie diejenigen von Mutter und Vater; sie kann – kontaminiert von den elterlichen Repräsentanzen – die archaischen Züge behalten, die wir in vielen Feindbildern erkennen können, oder sie reift mit der Ich-Entwicklung heran zu einem das Interesse und die Neugierde wachhaltenden Moment des Lebens. (1988a, S. 240)

In der weiteren Entwicklung des Kindes wächst diese Fremdenrepräsentanz also mit und wird mit weiteren Inhalten gefüllt. Im positiven Fall kann das Fremde immer differenzierter wahrgenommen und als ständige

Bereicherung für eigene Erfahrungen genutzt werden, im negativen Fall wird es mit immer neuen Ängsten aufgeladen.

Die Entdeckung des Geschlechtsunterschiedes ist eine weitere kritische Phase, auch bezüglich der Fremdenrepräsentanz. Diese Entdeckung bedeutet eine seelische Erschütterung für jedes Kind, denn sie macht die Begrenztheit des eigenen Körpers bewußt, was auch eine Kränkung für das bisherige Vollkommenheitsgefühl bedeutet. Ein dem Fremden gegenüber aufgeschlossenes Kind wird seine Wut über die Kränkung schnell dahin lenken, das fremde und das eigene Geschlecht zu erforschen, und es kann sich damit trösten, daß man das Fremde zwar nicht selbst sein kann, aber daß man etwas damit anfangen kann, zum Beispiel aufregende Doktorspiele machen oder Freundschaften schließen.

Ein befangenes Kind dagegen erlebt den Geschlechtsunterschied als weitere Gefährdung. Denn es kann seine Aggression nicht in neugierige Forschung umsetzen, kriegt außerdem Wut auf die Eltern, die ihm den Umgang mit dem Fremden beschränken, darf gegen die Eltern aber auch nicht aggressiv werden und erlebt die Wut daher als überwältigend. Damit es an der Wut nicht erstickt, läßt es die Wut wiederum auf die Fremdenrepräsentanz ab: Das andere Geschlecht erscheint dann als feindlich und böse, denn das andere Geschlecht, so glaubt das Kind jetzt, sei schuld daran, daß es sich selbst unvollkommen fühlt und sich nicht darüber hinwegtrösten kann. Die Gefühle von Wut und Feindseligkeit, die den Eltern gelten mußten, werden also nach außen verlagert, so daß die Harmonie in der Familie wieder hergestellt ist. Unbewußt geworden ist damit aber, daß das Kind gerade einen Konflikt mit den Eltern hatte, daß es an Verbote gestoßen war, die seine Entwicklung hemmen.

Zum Erleben der ödipalen Phase wäre von unserem Gesichtspunkt aus zu sagen, daß das Kind sich in dieser Phase wohl erstmals sehr deutlich selbst als fremdes Wesen erfahren kann. Denn zum Komplex der ödipalen Entwicklung gehört, daß das Kind die Eltern nun als Paar wahrnehmen kann und, mehr oder weniger konkret, vor deren verschlossener Schlafzimmertür steht. Wenn das Kind inzwischen genügend Möglichkeiten kennen gelernt hat, sich auch allein zu vergnügen und das Interesse auf andere

Objekte zu richten, wird es den Ausschluß nicht nur als schmerzlich, sondern auch als erleichternd erleben. Fühlt es sich dagegen nur verlassen und verloren, gar gedemütigt angesichts der elterlichen Zusammengehörigkeit, so wird es die Vorstellung, ausgegrenzt und fremd zu sein, in Zukunft fürchten und meiden wollen.

Die Pubertät ist eine weitere kritische Lebensphase, in der das Fremde eine wichtige Rolle spielt. Denn jetzt geht es um die Ablösung von der Familie und den Zugang zu der weiten Welt, die Nicht-Familie ist. Die Jugendlichen können und müssen sich nun zunehmend selbständig in dieser Welt jenseits der Familie zurechtfinden. Sind die Eltern davon überzeugt, daß die Jugend eigene Wege finden muß, um mit den Anforderungen einer sich wandelnden Gesellschaft umgehen zu können, so werden sie die Heranwachsenden unterstützen und ermutigen. Meinen die Eltern aber, es sei das Beste für die Kinder, in die Fußstapfen der Eltern zu treten und die Familientradition zu bewahren, so werden sie die weite Welt als ein Territorium voller Gefahren und Verführungen darstellen und das adoleszente Kind an eigenen Wegen in die Fremde eher zu hindern versuchen.

Für Jugendliche solcher Eltern kann das Fremde nun zweierlei bedeuten: Sie können sich mit der Einstellung der Eltern identifizieren und wie diese die Welt jenseits der Familie als feindlich wahrnehmen, wobei auch hier wieder die Aggressionen, die der Anpassungsdruck der Eltern auslöst, auf das Fremde projiziert werden. Oder sie werden sich, wenn das rebellionspotential nicht ganz erlischt, die Fremde als einen Ort ausmalen, an dem alles ganz anders und viel freier und besser ist als in der eigenen engen Welt. Idealisierung und Verteufelung des Fremden, Exotismus und Xenophobie, entstehen in einem familiären und gesellschaftlichen Klima, in dem Veränderungsprozesse nicht erwünscht sind:

Xenophobie und Exotismus, auf den ersten Blick Gegensätze, sind beide insofern verwandt, als sie Vermeidungsstrategien sind. In der Xenophobie meidet man das Fremde, um das Eigene nicht in Frage stellen zu müssen, im Exotismus zieht es einen in die Fremde, und man muß deshalb zu Hause nichts ändern. (Erdheim 1988b, S.260)

Auf gesellschaftlicher Ebene kann die Fremdenrepräsentanz also benutzt beziehungsweise mißbraucht werden, um Konflikte zwischen verschiedenen Gruppen zu beschwichtigen. Auf das Fremde oder die Fremden wird das projiziert, was innerhalb der Gruppen nicht bewußt werden darf. Wenn es zum Beispiel heißt, »die Ausländer« nähmen uns die Arbeitsplätze weg, so bleibt unbewußt, daß das Fehlen von Arbeitsplätzen von Industrie und Politik zu verantworten ist, also von Gruppen unserer eigenen Gesellschaft ausgeht. Durch die Verschiebung der Schuld für fehlende Arbeitsplätze auf »die Ausländer« bleiben die wahren Verantwortlichen von Kritik und Angriffen verschont, und der Konflikt innerhalb der eigenen Gesellschaft, die Auseinandersetzung mit den Herrschaftsverhältnissen, wird vermieden. Die Repräsentanz des Fremden ist also leicht als ein Container zu benutzen, in den all das gepackt werden kann, was innerhalb der eigenen Familie und innerhalb der Gesellschaft als unliebsam und problematisch erscheint und nicht bearbeitet werden kann oder soll.

Nun kommt keine Familie und keine Gesellschaft bei der Sozialisation und Integration ihrer Mitglieder ohne Verbote und Tabus aus. Immer gibt es irgendwelche Wünsche und Träume, die im Verlauf der Anpassungsprozesse eines Individuums an sein Umfeld verdrängt werden müssen. Deshalb, so schreibt Georges Devereux (1967, S.67), sei die Begegnung mit Fremden so verlockend: Aus der festgelegten heimischen Welt hinauszutreten bietet die Chance, die eigenen Erstarrungen und Beschränkungen wieder aufzulösen. Das ist für uns das Schöne am Urlaub, und das ist ein – oft verbrämtes – Motiv für Forschungsreisen. Zugleich aber macht diese Lokierung der gewohnten, Sicherheit bietenden Strukturen angst. überwiegt die Angst, dem eigenen Verdrängten zu begegnen, so kann auch das Fremde nicht mehr wahrgenommen werden, sondern wird verzerrt und von blinden Flecken überlagert. In dieser Spannung zwischen der Lust auf Neues, auf Entdeckungen und Weiterentwicklung, und der Angst, den verdrängten Erlebnissen und Konflikten wieder zu begegnen, bewegen wir uns unser Leben lang. Und »Es« treibt uns immer wieder auf das Fremde zu.

Selbstentlastung durch Projektionen auf Fremde

Als Beispiel, an dem sich eine mögliche und in Deutschland häufige Entwicklung der Fremdenrepräsentanz verdeutlichen läßt, möchte ich auf den Roman »Kindheitsmuster« von Christa Wolf (1977) zurückgreifen, mit dem ich mich vor einigen Jahren intensiv befaßt habe (Waldeck 1992). Dieser Roman erzählt von einem Kind namens Nelly, das etwa 1930 geboren ist, und es erzählt davon, wie die erwachsene Frau, die aus dieser Nelly wurde, versucht, sich an ihre Kindheit und Jugend zu erinnern. Wenn ich hier einige Szenen aus Nellys Kindheit aufgreife, um zu veranschaulichen, wie Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit entstehen können, so werde ich dem komplexen Roman damit nicht gerecht. Ich vernachlässige seinen kunstvollen Aufbau und viele andere Aspekte seiner literarischen Qualität, vor allem auch den Prozeß des Erinnerns, dessen Mühen und Widerstände die Erzählerin ausführlich thematisiert. Denn es geht ihr darum, in den 70er Jahren in der DDR lebend, die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern, ein Vorhaben, das gegen gesellschaftliche Tabus in beiden Teilen Deutschlands verstieß.

Nelly also wuchs in einer damals deutschen, heute polnischen Kleinstadt auf. Die Eltern hatten einen Edeka-Laden eröffnet und kamen damit zu bescheidenem Wohlstand, bauten ein Haus und bekamen vier Jahre nach Nelly noch einen Sohn. Nelly kann das Gymnasium besuchen und ist darüber genauso froh und stolz wie die Eltern. Nelly ist zwölf oder dreizehn, als sie Nachhilfeunterricht in Englisch bekommt. Eigentlich ist sie eine gute Schülerin, die Nachhilfestunden haben eine andere Vorgeschichte: Eines Tages, wohl im Winter 1942, bekommt Nelly mit, wie »Herr und Frau Studienrat Lehmann«, langjährige Kunden des Edeka-Geschäfts, im Herrenzimmer mit Charlotte Jordan, Nellys Mutter, sprechen. Herr Lehmann spricht immer aufgeregter und Nelly spitzt die Ohren. Sie hört, wie Herr Lehmann beteuert, daß seine Entlassung aus dem Schuldienst auf einem Irrtum beruhe, seine jüdischen Eltern seien nur seine Pflegeeltern, seine Mutter sei rein arischer Herkunft gewesen.

Nelly vergaß nicht die weißen, flatternden Finger, wie sie in den Papieren herumfuhren, und das gespenstische Gelächter, das Stu-

dienrat Lehmann anschlug, als er fragte, ob er denn vielleicht aussehe wie ein Jude? Studienrat Lehmann hatte ein helles, rundes, etwas teigiges Gesicht und spärlichen rotblonden Haarwuchs, und Charlotte Jordan bestätigte ihm hastig, so sah kein Jude aus. (Wolf o.c., S.278)

Charlotte Jordan möchte ihre Kunden unterstützen und bietet Herrn Lehmann an, ihrer Tochter Nachhilfestunden zu geben. Diese Stunden hat die Erzählerin als sehr quälend in Erinnerung, und sie beschreibt sie auch so:

Übertrieben wäre die Behauptung, sie habe keinen Augenblick vergessen können, daß ihr Lehrer unter dem Verdacht stand, Jude zu sein. Doch er selbst mit seiner übermäßigen Freundlichkeit, die bis zur Unterwürfigkeit ging, ließ keine Unbefangenheit aufkommen. Der Schweiß lief ihr von den Händen, wenn sie Herrn Lehmann gegenüber saß und durchfeuchtete ihr Englischbuch. Sie wurde das Gefühl nicht los, daß der Lehrer Angst vor ihr habe, und sie begriff, daß sie ihm diese Angst auch durch ihrerseits übertriebene Freundlichkeit nicht nehmen konnte. Jedes Wort, das zwischen ihnen gewechselt wurde, kam ihr falsch vor. Aber es war undenkbar, die Qual dieser Stunden einfach zu beenden, da ja die Lehmanns sich jetzt durch Stundengeben über Wasser halten mußten. (o.c., S.279)

Was wir an dieser Szene beobachten können, scheint meinen obigen Ausführungen zu widersprechen: Die Eltern, hier besonders die Mutter, sind dem Studienrat gegenüber aufgeschlossen, vertrauen ihm die Tochter an. Als Geschäftsleute sind sie auf Kundschaft angewiesen. Das Vertrauen ihrer Kunden hat ihnen Wohlstand gebracht, was ihre Aufgeschlossenheit sicher begünstigt und wachhält. Nelly aber wirkt ganz und gar nicht offen und interessiert diesem Herrn Lehmann gegenüber, für sie sind die Stunden eine einzige Qual. Die Möglichkeit, daß Herr Lehmann Jude ist, löst bei Nelly offensichtlich höchst beunruhigende und unangenehme Gefühle und Vorstellungen aus, so daß sie die Offenheit der Eltern nicht übernehmen kann. Gehen wir also der Geschichte nach, die Nelly mit Juden hat, oder allgemeiner den Erfahrungen, die sie mit Fremden gemacht hat.

Da scheint mir zunächst eine Szene wichtig, die sich wohl einige Monate nach der Geburt des Bruders ereignete: Eines morgens wacht Nelly auf, die Gardinen des Kinderzimmers sind noch zugezogen, und da entdeckt sie im Dämmerlicht ein buckliges Männlein, das sich über das Bett des Bruders beugt und ein Messer zückt. Nelly ist erst starr vor Angst, schleicht sich dann raus zur Mutter. Die geht ins Zimmer und staucht den Berg Kleidung auf dem Stuhl zusammen, den Nelly als buckliges Männlein wahrgenommen hatte (o.c., S. 18f).

Eine typische Kindererfahrung: So ein kleiner Bruder löst ambivalente Gefühle aus, sicher Freude und Neugier, aber eben auch Wut, Angst vor Zurücksetzung, Neid auf die Zuwendung, die dem Neugeborenen zuteil wird, feindselige Gefühle, die sich in Mordgelüsten gegenüber dem Rivalen bündeln. Nelly projiziert diese negativen Gefühle, die sie sich nicht eingestehen konnte, sehr geschickt, sicher aber nicht bewußt, aus dem Halbschlaf heraus auf das bucklige Männlein. Und indem sie die Mutter zu Hilfe ruft, steht sie dann als die gute, liebevoll besorgte Schwester da, die sie so gern sein möchte. Die Mutter erkennt das auch an, aber indem sie realitätstüchtig und lebenspraktisch die Kleider zusammenstaucht, drückt sie auch die gespenstischen negativen Impulse Nellys weg. Die Wut auf den Bruder wird auch von den Eltern nicht wahrgenommen, sie findet keine Sprache und deshalb auch kein Verständnis, keine Erledigung. Sie schmort also als etwas Beunruhigendes im Unbewußten weiter.

Ein paar Jahre später spielt Nelly mit ihren Freundinnen in der Schlucht, einem freien Gelände in der Nähe des Elternhauses, Schule. Da kommt »der starke Rudi« und stört ihr Spiel. Nelly stellt sich ihm entgegen:

Es folgt eine glühend rote Szene – rot trotz der Dunkelheit vor Nellys Augen –, gräßliches heiseres Gebrüll, das nicht nur von Rudi, nein, auch von ihr ausging, ein stechender Schmerz an der Nasenwurzel und die wutschäumende Lust, endlich in weiches Fleisch schlagen zu können. (o.c., S. 150)

Nelly findet sich naseblutend zu Hause wieder.

An dieser Episode ist mir zweierlei wichtig: Zum einen heißt es, Nelly spürte die Lust, »endlich« in weiches Fleisch schlagen zu können, ohne daß dies »endlich« aus dem unmittelbaren Zusammenhang erklärt wäre. Es ist also zu vermuten, daß sich hier die alte Wut auf den Bruder wieder rührte, die Nelly nie hatte äußern und bearbeiten können. Zweitens bedeutet das Erlebnis, in eine Prügelei verwickelt und verletzt worden zu sein, für Nelly, daß ihr »stolzes Bewußtsein«, anders zu sein als dieser Rudi, zerstört ist. »Er hatte sie sich gleichgemacht« (o.c., S. 151), so empfindet es Nelly: Sie war genauso brutal und gewöhnlich geworden wie dieser Rabauke.

Zu dieser Demütigung, genauso unkontrolliert und triebhaft zu sein und noch eine Niederlage zu erleiden, kommen bald noch weitere Kränkungen hinzu. In der Schule fühlt Nelly sich weniger beachtet als die Arztochter Gundel mit ihren blonden Zöpfen, der der Lehrer Warsinski im Vorbeigehen die Hand auf die Schulter legt. Der Lehrer bevorzugt arisches Aussehen. Nelly versucht, die fehlende blonde Reinrassigkeit durch eifrige Übernahme der Vorstellungen des Lehrers zu kompensieren. Sie paßt sich an, um Anerkennung zu bekommen. Die Lehre des Herrn Warsinski lautet: »Ein deutsches Mädel muß hassen können...: Juden und Kommunisten und andere Volksfeinde.« (o.c., S. 152)

Nelly kennt weder Juden noch Kommunisten persönlich, aber was Haß ist, weiß sie genau. Zu der Demütigung durch Rudi kommt in der Schule noch die Zurücksetzung durch den Lehrer. Und wieder lenkt sie ihre Wut nicht etwa gegen den Lehrer, von dem sie ja abhängig ist und der sie zurücksetzt, sondern greift dankbar den Ausweg auf, den Haß auf »Volksfeinde« umzulenken. Wie dieser Haß auf Volksfeinde Gestalt annehmen kann, erfährt Nelly bald darauf, als sie eines abends ihre Eltern und deren Gäste bei einer Unterhaltung belauscht. Leo Siegmann, ein Freund des Vaters und Parteigenosse, erzählt aus seiner Schulzeit: Damals hatten sie einen »Itzig, einen Judenbengel« in der Klasse.

Woran es eigentlich lag, könnte er bis heute nicht genau sagen. Aber jedenfalls, wenn sie morgens in die Klasse kamen und der Itzig hockte da schon in seiner Bank wie ein nasser Sack, dann mußte jeder erst mal an ihm vorbei und ihm eine reinhaun. Das

war Instinkt, da kann einer sagen, was er will. Er roch einfach widerlich, oder was es war. (o.c., S.159)

Diese Geschichte nimmt Nelly nun als Vorlage dafür, auszuprobieren und zu üben, ob sie hassen kann. Sie entwickelt eine Phantasie, die sie wie einen Film immer wieder ablaufen läßt:

Der Judenjunge. Nelly sah ihn deutlich. Er ist blaß, hat ein spitzes Gesicht, welliges dunkles Haar, ein paar Pickel. Aus irgendeinem Grund trägt er immer Knickerbocker. Hockt da wie ein nasser Sack, und jeder, der vorbeikommt... Auch sie muß vorbeigeh'n. Auch sie wird ihm also »eine reinhaun«. Oder vielleicht nicht? Er denkt nämlich, sie kriegt es nicht fertig. Darauf kalkuliert er nämlich: Alle Juden sind Spekulanten. Da hat er genau herausgefunden, was sie erst so richtig auf ihn wütend macht. Sie nimmt Anlauf, weiß: Sie muß vorbei, sie muß es tun, es ist ihre Pflicht. Sie strengt sich sehr an. Sie läßt den Film schneller laufen. (ebd.)

Diese Sequenz zeigt in erschreckender Klarheit, wie ein Fremder zum Feind werden kann: indem er mit all den Anteilen beladen wird, die Nelly an sich als »deutschem Mädel« nicht akzeptieren kann. Den ersten Schritt dazu hatte Leo Siegmann gemacht, als er ein Mitglied der eigenen Schulklasse ausgrenzte und überhaupt erst zum Fremden machte. Nelly erweitert die Projektionen nun um die Aspekte, die sie beschäftigen: Sie malt sich den jüdischen Jungen als unbeholfen, kraftlos und wehrlos aus, sie stattet ihn mit dunklem Haar, ungesunder Blässe und unreiner Haut aus. Hier kommen Parolen über die Reinheit des deutschen Volkes zum Tragen, wie Nelly sie bei der Sonnenwendfeier mit Fanfaren und hoch loderndem Feuer gehört hat (o.c., S.154f). An diesem als wehrlos und wertlos ausphantasiierten Objekt kann Nelly nun ihre »wutschäumende Lust«, endlich in weiches Fleisch zu schlagen, auslassen. Als Nelly im Streit mit Rudi diese Brutalität erstmals an sich entdeckte, war sie erschrocken darüber, so gewöhnlich zu sein. Jetzt macht sie ihr keine Probleme mehr, denn der Drang zuzuschlagen, wird ja vom Gegenüber ausgelöst: Leo Siegmann sprach vom »Instinkt«, der zum Zuschlagen zwingt, in Nellys Film provoziert der Junge

selbst das Zuschlagen, weil er Nelly Schwäche und Feigheit unterstellt. Nelly hat ihre Wut und ihre Brutalität also nicht mehr selbst zu verantworten, sondern das Opfer ist nun selbst schuld, wenn es mißhandelt wird. Daß es legitim sei, ein jüdisches Kind zu schlagen, hatte schon der Lehrer erklärt: Der Haß auf »Volksfeinde« sei ihre Pflicht. Auch Nellys Eltern tragen hier dazu bei, das Opfer für Haß und Mißhandlung freizugeben, denn sie haben offensichtlich keine Einwände gegen Leo Siegmanns genüßlich vorgetragene Schilderung.

Doch obwohl der jüdische Junge zu einem so geeigneten Objekt für Nellys Haßphantasien zugerichtet ist, gelingt die Ausführung nicht:

Sie strengt sich sehr an. Sie läßt den Film schneller laufen. Aber niemals, nicht ein einziges Mal in der ganzen Zeit, da sie den Jungen gut kennenlernt, alles weiß was er denkt – vor allem, was er über sie denkt –, nicht ein einziges Mal gelingt es ihr, an ihm vorbeizukommen. Immer reißt im entscheidenden Augenblick der Film. Immer wird es dunkel, wenn sie ganz dicht vor ihm steht, er schon den Kopf hebt, die Augen leider auch. Sie erfährt nicht, ob sie imstande wäre, ihre Pflicht zu tun. (o.c., S. 159)

Nelly kann diesen jüdischen Jungen nicht schlagen, »den sie so genau kennt und daher nicht hassen kann. Das ist ihr Fehler. ›Blinder Haß‹, ja, das ginge, das wäre das einzig Richtige. Sehender Haß ist einfach zu schwierig.« (o.c., S. 160)

Mit seinem Blick wirft der Junge ihr all das zurück, was sie auf ihn abladen und an ihm bekämpfen, erschlagen wollte: Schwäche, Unreinheit, Unvollkommenheit, Gewöhnlichkeit. Im Spiegel seines Blicks erkennt sie noch etwas von sich selbst wieder. Sie weiß, was er von ihr denkt, damit reißt der Film. Nelly bedauert, daß der Junge in ihrem Film sie anschaut. Sie wäre diesem Spiegel gern ausgewichen, um sich als vollwertiges, pflichterfüllendes Mitglied der Volksgemeinschaft fühlen zu können. Da sie aber nicht völlig verblendet ist, kann sie etwas erkennen, das sie in Konflikt bringen könnte mit dieser Volksgemeinschaft: »Der Führer muß sich blind auf euch verlassen können« (ebd.), dieser Satz, wahrscheinlich wie-

der ein Spruch des Lehrers, geht Nelly – oder der Erzählerin – durch den Kopf. Hier klingt der Gedanke an, daß der Führer, wenn er sich blind stellt gegenüber dem Volk, ja wohl auch seinem Haß freien Lauf lassen kann. Von einem blinden Führer hat das Volk nichts Gutes zu erwarten.

Direkt anschließend berichtet die Erzählerin eine Erinnerung zu einem völlig anderen Thema. Der einzige Zusammenhang scheint zunächst der zu sein, daß die Erinnerung auch mit der Schlucht verbunden ist, wo Nelly mit Rudi kämpfte und wo die Sonnenwendfeier stattfand. Einmal war Nelly auf dem Weg durch die Schlucht, als sie dort einen Mann stehen sah, der ihr entgegensah, und dessen dringlicher, klebriger Blick sie wie am Schnürchen gezogen vorbeigehen läßt, während der Mann

etwas Weißliches, Langes aus seiner Hose herausgeholt hat und daran zieht und zieht, daß es immer länger wird, eine weißliche widerliche Schlange, auf die Nelly starr den Blick heften muß, bis sie die zehn, zwanzig Schritte geschafft hat und der Bann gebrochen ist und sie losrennen kann... (ebd.)

Nelly hat, so heißt es weiter, damals »wirklich nicht« verstanden, was sie da gesehen hat, sondern das Erlebnis nur »als bildhaften Vorgang« aufbewahrt (o.c., S.161). Aber Nelly erzählt zu Hause kein Wort davon, denn sie spürt und weiß, daß ihr Erlebnis zu den Vorfällen gehört, über die »strenges, unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren war« (ebd.). Nelly bleibt also allein mit den Folgen dieses Erlebnisses, die sich bald danach an einem scheinbar banalen Vorgang zeigen. Nelly hat oft und gern mit Eidechsen gespielt. Jetzt kostet es sie

Überwindung, ihre Freunde, die Eidechsen, in die Hand zu nehmen; sie tut es aber, bis ihr einmal ein Eidechsenschwanz zwischen den Fingern bleibt, das schwanzlose Tier entschlüpft und ihr jene Gänsehaut über Hinterkopf und Nacken läuft, die in ihrem Leben seltenen Gelegenheiten vorbehalten ist; wenn Ekel und Grauen sich miteinander mischen. (ebd.)

Wir können nur ahnen, was es für Nellys kindliches Seelenleben bedeutet hat, daß ihre Sexualneugierde von den Eltern und ihren Tabus erstickt

wurde und dann auf so eklige und schockierende Entdeckungen stieß. Festhalten möchte ich, daß Nelly auch hier wieder mit etwas Beunruhigendem allein bleibt. Genauso wie Nelly einst spürte, daß sie mit ihren negativen Gefühlen gegenüber dem Bruder das Familienglück nicht stören durfte und ihre aggressiven Gelüste zu verdrängen suchte, darf sie auch über sexuelle Entdeckungen nicht sprechen, selbst wenn sie schockiert und aufgewühlt davon ist. Weil die Erlebnisse keine Sprache finden, können sie auch nicht bewußt verarbeitet werden und müssen sich andere Wege suchen.

Selbstbeschränkung und Gesellschaftsblindheit als Folge der Projektion

Wenn ich hier dies krause Gemisch von kindlichen Alltagserfahrungen und offenem, von engagierten Nationalsozialisten propagiertem Antisemitismus aus dem Buch herausgreife, um, wie angekündigt, einen Zusammenhang mit der qualvollen Begegnung zwischen Nelly und Studienrat Lehmann herzustellen, dann mag man als LeserIn jetzt vielleicht denken: irgendwie spinnen diese Psychoanalytiker ja doch, die haben's immer mit der Sexualität und wollen damit alles erklären. Aber noch ehe ich selbst auf den Zusammenhang all dieser Szenen gekommen wäre, hat ihn die Erzählerin schon selbst hergestellt. Und sie ist, wie gesagt, eine Schriftstellerin in der DDR und konnte sich mit der Psychoanalyse – zumindest öffentlich – nicht anfreunden. Aber sie schreibt direkt im Anschluß an die Erlebnisse Nellys in der Schlucht nachdenklich und wie verschämt in Klammern:

Heikel bis heute, der Verbindung nachzugehen, die sich damals zwischen dem namenlosen Judenjungen, den Nelly durch Leo Siegmann kannte, und der weißen Schlange hergestellt haben muß. Was hat der blasse picklige Junge mit Kröten, Spinnen und Eidechsen zu tun? Was diese wiederum mit der gläubigen fanatischen Stimme, die in jener Sonnenwendnacht vom brennenden Holzstoß her rief: ›Rein wollen wir uns halten und unser Leben reifen lassen für Fahne, Führer und Volk!‹

Nichts, möchtest du sagen, nichts haben sie miteinander zu tun. So muß die richtige Antwort lauten, und was gäbest du darum, wenn sie auch noch wahr wäre ... (o.c., S. 161f)

Doch es geschah, daß sie, Nelly, durch eine Vermischung und Verquickung scheinbar entlegener Bestandteile das Wort »unrein« nicht mehr hören konnte, ohne gleichzeitig Ungeziefer, die weiße Schlange und das Gesicht jenes Judenjungen zu sehen. (o.c., S. 162)

Die Erzählerin hat sich die Mühe gemacht, sich an all die kleinen Geschichten zu erinnern und sich auch die schambesetzten und erschreckenden Erinnerungen einzugestehen, was ein mit großer Anstrengung und Überwindung verbundener Prozeß war. Sie deutet an, daß ihr durch diese Erinnerungsarbeit klar geworden ist, warum sie nicht nur damals bei Studienrat Lehmann, sondern bis heute nicht »unbefangen« mit Juden reden kann. Denn der Satz, daß sie seit damals das Wort »unrein« nicht hören kann, ohne die ganze Kette von Bildern und Gefühlen wachzurufen, gilt sicher auch umgekehrt: Sie kann das Wort Jude nicht denken, ohne gleichzeitig an Ungeziefer, die weiße Schlange und an unrein zu denken. Das würde erklären, warum es für Nelly so qualvoll ist, dem Studienrat Lehmann, der vielleicht Jude ist, gegenüberzusitzen. Ihre schweißnassen Hände bringen alles zum Ausdruck, was nie Worte fand und bewußt werden durfte und was doch in der Begegnung lebendig ist: ihre Phantasien, dem »nassen Sack« eine reinzuhauen, und das grausige Gefühl, einen abgerissenen Schwanz in der Hand zu halten, ihre Erregung durch sexuelle und aggressive Gelüste, die tabuisiert waren.

Das Bild, das Nelly sich aufgrund der Propaganda von Juden gemacht hatte, und die Freigabe der Juden als Objekte von Haß und Mißhandlung durch Autoritätspersonen wie Lehrer und Eltern, kam Nelly gelegen, um sich all der Probleme zu entledigen, mit denen sie allein nicht zurecht kam. Nelly nimmt das Angebot an, ihre eigenen unliebsamen Anteile auf Juden zu projizieren. Das hat verschiedene Konsequenzen für sie selbst: Die abgespaltenen und ausgelagerten Anteile haben nun erst recht keine Chance, bewußt zu werden, eine Sprache zu bekommen und damit bearbeitet und entwickelt werden zu können. Was projiziert ist, kann nicht mehr reifen

und produktiv für die eigene Entwicklung genutzt werden, das Ich wird ärmer, es verkümmert, wenn es sich auf diesem Wege zu entlasten versucht.

Die Annahme des Angebots bedeutet weiter, auch die Autoritäten nicht mehr hinterfragen und kritisch betrachten zu können. Die Entlastung versprechende Identifikation mit der Volksgemeinschaft ist ein Pakt, eine Komplizenschaft, die zu blindem Glauben und blindem Haß verpflichtet und deshalb auch keine Kritik an den Herrschaftsstrukturen mehr zuläßt. Nelly war, auch wenn es hier anders erschien, so blind, daß sie noch mit 16, im Winter 44/45, in ihren Tagebuch schwor, »dem Führer auch in schweren Zeiten unverbrüchliche Treue zu bewahren« (o.c., S.354).

Und die dritte Konsequenz ist, daß Nelly Fremden gegenüber nicht mehr offen und neugierig sein kann. Offenheit gegenüber Studienrat Lehmann, gar Mitgefühl für ihn, hätte bedeutet, daß ihr ganzes Bemühen um Anpassung an die nationalsozialistische Volksgemeinschaft zusammengebrochen wäre. Und es hätte bedeutet, daß Nelly dem wieder ausgesetzt gewesen wäre, was sie loswerden wollte: ihrer Angst, ihren Unterlegenheits- und Ohnmachtsgefühlen. All das wird in der Szene der Nachhilfestunden Herrn Lehmann mit seinem »gespenstischen Lachen« und seiner »Unterwürfigkeit« zugeschrieben. Und es ist zu bemerken, daß dieses im Lauf der Kindheit entstandene Bild von Juden nicht nur die dreizehnjährige Nelly befangen machte, sondern daß dies Bild »bis heute« wirkt: während die Erzählerin an anderer Stelle (o.c., S.161f) erklärt hat, daß sie aufgrund dieser »heiklen« Verbindung Juden gegenüber nicht unbefangen sein kann, meint sie hier, in der Erinnerung an die Nachhilfestunden, doch wieder, Herr Lehmann selbst habe keine Unbefangenheit ermöglicht. Auch wenn die Erzählerin also an einer Stelle den Mechanismus der Projektion erkannt hat, setzt er sich an anderer Stelle wieder durch.

Was ich mit diesem Beispiel verdeutlichen wollte, sind vor allem zwei Punkte: Zum einen sollte die Geschichte mit dem buckligen Männlein zeigen: Fremde sind zunächst einmal genauso neutral wie ein Kleiderstapel. Wir können uns dem Unbekannten neugierig nähern, es erforschen und kennenlernen und dadurch unsere Angst überwinden. Oder wir können es mit unseren Phantasien überhäufen und unkenntlich machen und es dadurch als unheimlich und bedrohlich empfinden. Dieser Mechanismus,

durch Projektion etwas Unerträgliches abzuwehren, gehört für uns alle zum Alltag und kann manchmal durchaus sinnvoll sein, um sich vorübergehend Entlastung zu verschaffen. Gefährlich wird dieser Mechanismus aber dann, wenn er gesellschaftlich durch Ideologien, Propaganda und Entrechtung der Projektionsobjekte angeboten und gefördert wird. Wenn eine herrschende Gruppe den einen Zugehörigkeit verheißt und andere ausgrenzt und als Feindbild präsentiert, dann wird das Individuum, das sich auf diesen Pakt einläßt, um sich selbst zu entlasten, dauerhaft auf diese Verbindungen festgelegt und kann nichts mehr hinterfragen, weder die Herrschaftsverhältnisse noch das Fremden- und Feindbild.

Als zweiter Punkt folgt daraus eine ethnopsychoanalytische Erklärung dafür, warum es so zäh und unergiebig ist, über Fremdenfeindlichkeit mit Leuten zu diskutieren, die solche Vorurteile haben. Wer Fremde ablehnt und haßt, ist durch Argumente nicht vom Gegenteil zu überzeugen. Angst vor Fremden ist ein Phänomen, das oft gar nicht bei der Begegnung mit fremden Menschen entsteht, sondern schon ehe man sie kennenlernen kann. Unterkünfte für Flüchtlinge oder Aussiedler werden manchmal schon angezündet, ehe der erste Fremde im Dorf aufgetaucht ist. Das ist der oben beschriebene »blinde Haß«. Aufklärungsarbeit und vernünftige Gespräche vermögen die Einstellung der Einheimischen nicht zu verändern. Fremdenangst und Ausländerhaß widerstehen deshalb so hartnäckig jeder vernünftigen Argumentation und jedem Plädoyer für Toleranz und Offenheit, weil es bei der Fremdenfeindlichkeit gar nicht um die Fremden geht. Allerdings aber geht es gegen sie! Indem sie zu Leidtragenden gemacht werden, kann von den wirklichen Konflikten abgelenkt werden. Denn Fremdenfeindlichkeit ist ein Symptom, dessen Ursachen in verdrängten, sprachlos und ungreifbar gewordenen Konflikten innerhalb der vertrauten Gruppe liegen, in den Familien, in den sozialen Beziehungen und den Arbeitsverhältnissen der eigenen Gesellschaft.

Literatur

Devereux, Georges (1973). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Carl Hauser

Erdheim, Mario (1982). Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Erdheim, Mario (1988a). Die Repräsentanz des Fremden. In: Ders.: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Erdheim, Mario (1988b). Zur Ethnopsychoanalyse von Exotismus und Xenophobie. In: s.o.

Parin, Paul (1978). Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychoanalytische Studien. Frankfurt am Main: Syndikat

Waldeck, Ruth (1992). »Heikel bis heute«: Frauen und Nationalsozialismus. Der Opfermythos in Christa Wolfs Roman »Kindheitsmuster«. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel

Wolf, Christa (1977): Kindheitsmuster. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand